

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Das Paradies der Erde.

Roman von Uda von Gersdorff.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ich stand am Fenster in meiner dunklen Stube und starrte auf die dunkle Gasse hinaus. Der Wind spielte mit dem alten Schilde drüben, daß es klang wie fernes Hämmern, als würde irgendwo etwas zugenagelt. Die verbogene Laterne an der Ecke ließ den Wind ein, der die sich wehrende Flamme niederdrücken wollte, und ein roter Streifen zitterte auf dem Teppich in meiner Stube, auf Balers und Kaisers Friedrichs Bild und auf den blanken Pistolenläufen an der Wand über dem Sofa...

Ich stellte mich davor. Da streifte etwas meine Hand und fiel zu Boden. — Ah — der graue Brief. — Mechanisch zündete ich ein Streichholz an und besah die Adresse mit dem geschäftlichen Ausdruck. Aber die Handschrift — das mußte die übrige sein. Ich riß das Kuvert auf. Es war eine Zeile... ich las sie bei dem verlöschenden Flämmchen des Streichholzes: „Vergiß mir und vergiß mich. Es kann nicht sein. Es war ein Traum... ein Traum im Paradiese. Tatiana.“

Ich ließ das Blatt zur Erde fallen.

Sekundenlang stand ich starr aufgeredt mit geballten Händen und angehaltenem Atem, als sei dieser rasende Schmerz ein wildes Tier, das mir die Bräunen in die Brust geschlagen hätte — dann stürzte ich taumelnd lang über das Sofa und wühlte mein Gesicht in die Kissen, bis alles sich löste und eine dumpfe schwere Müdigkeit über mich kam.

Februar. Vier Wochen sind vergangen. Ich tue Frontdienst. Brenden II ist Adjutant bei dem neuen Kommandeur. Für mich war das auch kein Dienst, zu viel Stubensitzen. Ich reite meine Pferde und anderer Leute Pferde — je männlicher und schwieriger, je lieber. Der neue Kommandeur ist unverheiratet, Streber — sehr gut angeschrieben oben. Brenden, der von Natur faul ist, stöhnt. — Ich habe an Tante Lalli nicht geschrieben. Sie hat mir auch nicht geschrieben. Am Ersten kam die Zulage von ihrem Bankhause direkt, ohne Begleitschreiben von ihr, was sonst immer dabei war, mit Ermahnungen, Ratschlägen und so weiter.

Ja, es ist aus! Ich weiß nicht, ob ich ein schlapper Kerl bin, dem es an Kraft und Schneidigkeit fehlt, um festzuhalten, was er befaßt, das liebste Frauenherz, das er sich im Sturm genommen und gewonnen, mit oder ohne Recht. Oder ob er es nicht festhalten will. Vielleicht beides, gleich unbegreiflich für manch andern. Aber ich verzichte auf so eine Art Hindernisrennen mit dem da in Posen, dem Doktor, „dem freien, selbständigen Mann“, den sie vor mir, kurz vor mir geliebt... und geküßt... Ah — ekelhaft! Mir steigt es bis an die Lippen und würgt mich im Hals — ich muß den Kragen aufreißen und stürze im Zimmer umher und werfe mich auf die Häute — immer einen nach dem andern

ohne Pause und rase durchs Gelände. Hilft nicht immer — das Reiten. Manchmal wird's noch schlimmer, wenn das Blut wie toll durch alle Adern schießt. Müde wird man wohl, aber ruhig hätte. Und das ist furchtbar! Wenn man halb totgehebt ins Bett fällt und der müde Körper liegt da wie ein Stein — und nun geht's los im Geist, im Gemüt — ein wahrer Hexensabbat... Schreien könnt' ich manchmal! Wenn ich sie hier hätte... hier in Zwielitsch in meinen Armen! Gott gnade ihr! — Ihr „Traum im Paradiese“ könnte ein furchtbares Ende nehmen! Und dann eine von den blanken kofetten Dingen da von der Wand reißen und — die liebe Seele hat Ruh' im „Paradiese“. — Aber hinfahren zu dem Doktor: „Hier! Sie oder ich — der Ueberlebende ist der Sieger?“ Nein, diese Rolle liegt mir nicht. Wenn sie geschrieben hätte: „Komm zu mir, ich gehöre dir! Rette mich vor dem andern!“ Sie hätte nicht vergebens gerufen! Aber nichts als dieses erbärmliche: „Agien. Es wär' zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein. Ich nehme meinen Doktor — das ist sicherer, veeller!“ Nein, für mich ist von solch einer Frau nichts mehr zu wollen! Ich muß an meinen lieben, teuren Kommandeur denken, an jenen fürchtbaren Morgen, wo er von dem Recht auf ein geliebtes Weib sprach, das man sich mit bewaffneter Hand zurücknimmt, und an das stolze Lächeln, mit dem er sagte: „Ich verzichte.“

Ich auch! Aber in ganz andern Sinne!

Ich habe meine Wohnung gekündigt. Das Gegenüber ging über meine Kerven. Ich bin zunächst ins „Eldorado“ gezogen. In meinem Stall sind Katten und fressen meinen Pferden das Futter weg, da begreift jeder, daß ich so plötzlich losgehe.

Zwielitsch, den 2. März. Zum zweitenmal nur das letzte Geld, kein Wort dabei von Tante Lalli! Sie ist ja ebenso steinernadig und stolz wie ich. Aber sie ist alt und ich bin jung, und ich habe ihr so viel zu danken — alles, was mein Leben bis jetzt schön und lebenswert machte. Es ist doch eine große Sache um eine kluge und vornehme Frau — da mag man kommen in Freud' oder Leid... man findet ein Echo auf das, was man meint. Ich habe Urlaub genommen auf vierzehn Tage nach Berlin. Ich bin wirklich ruhiger. Und der Ortswechsel wird mir auch gut tun, überhaupt Berlin. In meinem alten Regiment will ich auch gern mal wieder verkehren. Ich reise heute abend. Meine Pferde sind bei Meier gut aufgehoben. Und Brenden II, unser bester Reiter im Regiment, will Wollo in spezielle Obhut nehmen und bewegen. Soll mir Postkarten schicken. Ich habe ihm alle adressiert, er braucht bloß zu schreiben: „Pferde gesund.“ Hoffentlich nichts adress! —

Berlin, den 15. März. Tante Lalli und ich sind verjöhnt! Ich freue mich so von Herzen, daß ich hergekommen bin und ihr alles, alles erzählt habe. Und welche ungewohnte Wohlfahrt für mich war das Aussprechen!

Das einzige Herz, was mir aus Erden so treu gehört, zu verjöhnen, ist mir leicht und ganz gelungen. Es waren

schöne, hefernste Stunden der Aussprache und des gegenseitigen Verstehens. Viel enger als früher haben sich unsere Herzen verbunden. . . Sie war weicher, liebevoller, als es sonst in ihrer Art lag, und ich war reifer und ernster geworden. Wie es alten Leuten oft mit dem Nachwuchse ergeht, mochte sie sonst noch immer in dem Mann den kleinen verwöhnten Jungen wiedererkennen, was ihr etwas Ueberlegenes, Sarkastisches gab — dieser Zug war jetzt ganz aus ihrem Wesen verschwunden. Von untern Toten haben wir viel gesprochen.

Berlin, den 20. März. Wie ahnungslos legte ich, nachdem ich diesen Satz niedergeschrieben, das Buch beiseite! Wie frisch und helläugig blühte Tante Valli mich an, und nichts, gar nichts schien die Möglichkeit anzudeuten, daß sie selbst nur allzubald zu den Toten gehören sollte, von denen wir uns zuletzt noch so viel zu erzählen wußten. Ich bin noch ganz betäubt, ganz fassungslos. . . Wie ein Bligstrahl aus heiterem Himmel schlug es ins Haus. Es gibt Menschen, die man sich gar nicht tot denken kann. Ich glaubte ganz deutlich Tantes Stimme, ihren Schritt im Wohnzimmer zu hören, als müsse sie durch die große Tür ihres Schlafzimmers in ihrem grauen weichen Seidenkleide hereintreten, mit den runzligen, leicht geröteten Wächchen, wie sie immer von ihrem Nachmittagschlafchen so rosig angehaucht zum Kaffee erstickten. In dem Ueberraschenden, dem Ploßlichen zeigt sich der Tod in seiner ganzen entsetzlichen Tüde.

Heute früh zehn Uhr zwanzig Minuten ist meine liebe Tante Valli, meine treue zweite Mutter, in meinen Armen gestorben. Ein Schlaganfall.

Den 25. März. Ich habe sie zur letzten Ruhe geleitet und sitze nun allein, ganz vereinsamt in ihrer großen bunten Wohnstube, an ihrem alten Schreibtisch, den sie von ihrem Vater, meinem Großonkel, noch geerbt hat. Und ich will ihn nun selbst benutzen. Ihr Sterben war nicht leicht. . . Was es ihr so erschwerte, schien der Wunsch zu sein, zu sprechen, mir noch etwas zu sagen. Nichts, nichts von ihren Blicken, ihren stummen Zeichen vermochte ich zu deuten. Auch jetzt beim Ordnen ihrer Schreibsachen habe ich nichts gefunden, was mich auf eine Spur ihres letzten dringenden Wunsches leiten könnte. Vielleicht ergibt es sich noch aus ihrem Testament. Justizrat Klinghammer hat sich gleich nach dem Begräbnis mit dem Ersuchen an mich gewendet, mich noch heute sprechen zu können. Das hätte doch wirklich Zeit gehabt bis später. Ich bleibe ja hier, bis alles geordnet ist. Ich kann mir denken, daß sie eine Menge Legate und dergleichen bestimmt hat. Freut mich, wenn andere Menschen auch etwas von ihrem Reichtum haben sollen, selbst wenn es viel ist. Für mich bleibt noch genug. Wie seltsam gleichgültig ich gegen den Gedanken bin, jetzt ein reicher Mann zu sein, „ein freier Mann, ein selbständiger Mann“! Gott sei dank, daß ich den Entschluß faßte, zu ihr zu reisen. Wie leicht hätte ich es ohne jede böse Absicht verschoben können! Nur wenige Tage — und es war zu spät, für ewig zu spät. Die alte Johanne, die mit ihr jung gewesen und alt geworden ist, war morgens sieben Uhr aus dem Schlaf gellingselt worden.

Sie rief mich sofort, die schwere Erkrankung erkennend. Als der Arzt kam, war alles vorüber.

Nun bin ich der letzte Rehn-Trach.

Wenn ich hier mit der Erbschaftsregulierung fertig bin, gedenke ich Bekingslöwens aufzusuchen. Sie sind in San Remo, hörte ich. Ihr soll es gut gehen — gesundheitlich. Aber bei dem Oberst hat sich irgend ein organisches Leiden eingestellt. Eine schlechte Farbe hatte er immer.

Der Justizrat war bei mir. Ob ich Tante Vallis Testament gefunden hätte, war seine erste Frage. Auf dem Gericht sei keins deponiert. Wir haben daraufhin den Schreibtisch, den alten Sekretär in ihrer Schlafstube, Kassetten, Truhen, alles verschließbare Gerät, was Papiere enthalten konnte, durchsucht, doch nichts gefunden. Wir ließen sogar einen Nachmann rufen, der den Schreibtisch und den Sekretär auf Geheimfächer und doppelte Böden untersuchte, aber keine Spur eines letzten Willens, eines Testaments fand sich.

Der Justizrat nahm die Sache sehr ernst.

„Gott, es ist ja am Ende nicht so wichtig, ob ein Testament da ist oder ob sie überhaupt keins gemacht hat. Sie dachte wohl, das hätte ja noch Zeit, sie war so kerngesund und die Rehnischen Frauen sind sonst alle uralt geworden,“ sagte ich, abgesspannt vom Suchen und wehmütig bewegt durch die vielen Erinnerungen an meine lieben guten Eltern, auf

die wir dabei gestoßen waren. „Tantes Dienstkleute und einige ihrer Bekannten hier werde ich in ihrem Sinne schon bedenken. Es tut mir nur herzlich leid, daß ich nicht weiß, wem sie sonst etwa, vielleicht wohlthätigen Anstalten, etwas zuwenden wollte. Aber ich glaube selbst, sie hat eben kein Testament gemacht, weil sie sich nicht dazu entschließen konnte. Ihr Universalerbe bin ich ja doch.“

„Sind Sie dessen ganz sicher?“ fragte der Justizrat nach einer Pause.

„Unbedingt,“ sagte ich überrascht. — „Wie kommen Sie auf diese Frage, Herr Justizrat?“

„Ihre verstorbene Tante hatte einen Bruder — Edmund von Rehn.“

„Der vor dreißig Jahren ins Ausland ging und von dem sich meine Tante losgesagt hat.“

„Gestorben ist er aber nicht?“

„Nein. Im Gegenteil. Ich habe vor einigen Wochen sogar ein Lebenszeichen von ihm gehabt.“

Die alte Johanna, die als Vertrauensperson zugegen war, fiel mir bestätigend ins Wort, daß auch die Tante vor kurzem von ihm gehört, sogar einen Brief von ihm erhalten habe. „Damals sprach sie sehr ernsthaft vom Testamentmachen,“ fügte Johanna hinzu.

Ich konnte mir denken warum. „Die überraschende Gewißheit, daß der Totgeglaubte noch am Leben sei,“ sagte ich, „mochte ihr eine dringende Mahnung gewesen sein, mir die Erbschaft testamentarisch zu sichern und alle Ansprüche des unwürdigen Bruders auszuschließen. Nun sind mir ihre verzweifeltten Anstrengungen, mir in ihren letzten Augenblicken noch etwas zu sagen, nicht mehr rätselhaft, wenn ich annehme, daß es zu jener Vorsichtsmahregel, durch die sie mich hat schützen wollen, nicht gekommen ist.“

„Ja,“ sagte der Justizrat mit gefurchter Stirn, „dann ist es sehr fraglich, ob Sie überhaupt als Erbe in Betracht kommen können. Ich habe zu Ihrer Tante nur rein geschäftliche Beziehungen gehabt, dabei handelte es sich um die Anlage ihrer Kapitalien und so weiter, aber nie um Testamentangelegenheiten. Ihr energischer Charakter und ihre praktische Auffassung in allen geschäftlichen Fragen ließen mich vermuten, daß eine lektwillige Verfügung über ihre Hinterlassenschaft gesetzlich festgelegt sei. Es kommt aber durchaus nicht so selten vor, wie man allgemein glaubt, daß Personen, die im Leben sehr weitschauend und fürsorglich waren, aber eines plötzlichen Todes starben, zum Erstaunen der Hinterbliebenen kein Testament gemacht haben.“

Wir sprachen noch längere Zeit hierüber. Ich erinnerte mich an viele kleine Züge von Tante Valli, die mich mehr und mehr darauf brachten, daß sie wirklich kein Testament gemacht, vielleicht es immer wieder aufgeschoben habe im Gefühl ihrer Gesundheit und Frische. Die natürliche Scheu vieler alten Leute, wenn sie ein gewisses Alter überschritten haben, nicht gern an den Tod zu denken, hatte sie in bedeutendem Maße geteilt. Trotz allem vernünftigen Ernst ihres Wesens, war sie auch nicht ganz frei von Aberglauben gewesen. Der Justizrat meinte zustimmend: es gäbe in dem Wesen jedes Charakters, auch des festesten, irgendwie eine Lücke, wo er gleichsam sich selbst untrenn würde, und es wäre oft auf die schlaue Erforschung solcher Lücken zu schieben, wenn zuweilen ganz minderwertige Menschen einen überlegenen Charakter an einem Fädchen zu lenken verstanden haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Traum.

Skizze von Friedrich Thieme

Die ersten Dämmer der hereinbrechenden Nacht hüllten das kleine belgische Dörfchen ein, als eine Abteilung deutscher Husaren gleich einer Wundbraut daherzog und im Nu davon Besitz ergriff. Die Truppe war nicht zahlreich, aber das Dorf war von seinen Bewohnern fast verlassen, und Feinde standen sicherem Erkunden nach nicht in gefährlicher Nähe. Galt es doch auch nur, bis zum nächsten Morgen hier zu rasten und auf das Regiment zu warten, das nur wenige Stunden entfernt lag. Alle Vorsichtsmahregeln, welche schmerzliche Erfahrung in diesem Lande des türkischen Verrats unseren Soldaten gelehrt, wurden getroffen. Der Führer, ein junger Leutnant, sandte seine Mannschaften in alle Häuser, den Anwesen die Waffen abzuordern und vor allen Dingen nach den Männern Umschau zu halten. Erst dann bezogen die Leute ihre Quartiere.

Der Unteroffizier Gottwald Kirsch hatte mit zwei anderen Feldgrauen, dem Reservisten Mühldorf und seinem Burschen Flecker, in einem nicht unansehnlichen Bauernhäuschen Quartier

genommen. Waffen waren nicht vorhanden, der Mann stand, wie die noch ziemlich junge und nicht übel aussehende Bäuerin versicherte, im Felde. Außer ihr befanden sich nur noch ihre zwei kleinen Kinder im Hause, der Knecht war eingezogen, die Magd dawongelaufen. Die Frau war nicht gerade freundlich, aber doch gutwillig und gefällig. Sie schleifte herbei, was sie zu bieten vermochte. Es war wenig genug, eine Schüssel Kartoffeln, eine Schale Milch, ein Stück geräucherter Speck und Salz — aber die ausgehungerten, total erschöpften Männer betrachteten das schon als ein Götteressen.

Während sie noch beim Essen saßen, kam ein Abgesandter des Offiziers. Mähldorf, der gefällig französisch sprach, sowie Flehjer, der seiner riesigen Körperkräfte wegen in der Schwadron berühmt war, sollten ihn auf einem Rekognoszierungsritt begleiten. Der Unteroffizier sollte, falls er Bedenken hege, ein paar andere von den Leuten zu sich ins Haus berufen.

Kirsch war aber sehr müde und bereits am Tisch eingeschlummert, auch hielt er diese Vorsicht hier für überflüssig. Es waren ja kaum ein halbes Duzend alte Männer im Dorfe zurückgeblieben. Alle anderen Personen männlichen Geschlechts waren reine Kinder.

Die Frau hatte ihn als den Vorgesetzten in der einzigen Stube einquartiert, die hierfür geeignet schien; es war ihr und ihres Mannes eigenes Schlafgemach, wie das große zweischläfrige Bett in der Ecke bezeugte. Kirsch unterwarf außerdem die Stube, bevor er sich niederlegte, einer eingehenden Untersuchung. Der im ersten Stockwerk belegene Raum war nicht groß und enthielt außer dem Bett nur noch einen alten, mit Kleibern vollgestopften Schrank, einen dreibeinigen Tisch und zwei hölzerne Stühle. Die einzige Tür war fest und von innen verriegelbar. Das Fenster führte in den Hof hinab. Der Schrank stand an der dem Bett gegenüberliegenden Wand, der Unteroffizier durchsuchte ihn genau, es war niemand darin versteckt. Sogar unter das Bett blickte er, der kleine eiserne Ofen konnte ebenfalls niemand verbergen. Kirsch warf seine Sachen auf den Tisch und einen der Stühle, seinen Mantel hängte er in der vom Schrank gebildeten Ecke an einen Nagel, seinen Karabiner und die übrigen Waffen legte er in Armesbereitschaft auf den Stuhl neben das Bett. Dann warf er sich todmüde in die äppigen Federn.

Zum Verständnis des Folgenden müssen wir die Situation durch einige Angaben erläutern: Das Schlafgemach des Unteroffiziers lag mit den Fenstern nach der Hausfront. Daneben befand sich noch ein Stübchen, in dem die Frau selber mit den Kindern schlief. Den Fenstern gegenüber befand sich die Tür, auf der linken Seite dicht an der Wand stand der Schrank, der zwischen sich und der Rückwand einen schmalen Raum ließ. Dort hing der Mantel Kirchs, der den engen Spalt fast ausfüllte. Das Bett stand dem Schranke gerade gegenüber an der anderen Seitenwand.

Kirsch war nach wenigen Minuten fest eingeschlafen. Zwar hatte er versucht, sich noch einmal über die Ereignisse der letzten Tage Rechenschaft zu geben. Er hatte graufige Bilder gesehen, wie sie sonst nur der Kampf zwischen Wilden und Barbaren zeitigt. Wie grausame, blutdürstige Teufel hatten die belgischen Wallonen die deutschen Soldaten aus dem Hinterhalt überfallen, nicht nur Männer, sondern Frauen, sogar Kinder hatten sich beteiligt. Zum Glück überwältigte ihn die Erschöpfung, die seine Gedanken schon verwirrte, bevor sie ihm recht zum Bewußtsein kamen.

Totenstille herrschte in der Stube, nur unterbrochen von den tiefen, regelmäßigen Atemzügen des Schlafers. Er hatte sich zeitig niedergelegt. Vom Kirchturm des Dorfes schlug die alte, rostige Uhr mit ihrer unangenehmen, heiseren Stimme erst zehn, dann elf Uhr, zuletzt Mitternacht. So still wie in dem Stübchen war es auch im Dorfe.

Das war die rechte Zeit für den Traumgott. Unsichtbar, heimlich stieg er herab, seine wunderbaren Bilder über den müden Schlafers austreuend, gute und böse, freundliche und schreckliche durcheinander, wie sie die Geisterhand dem nie sich erschöpfenden Füllhorn entnahm. Da zauberte das Bild der Heimat, dort dasjenige der Geliebten ein verklärtes Lächeln auf die Lippen, dort ächzte und stöhnte der Träumer in qualvoller Pein und rang und kämpfte mit fürchtbaren Schatten. Der Unteroffizier gehörte heute zu der letzteren Gruppe. Zu mächtig hatten die Eindrücke der letzten Tage auf ihn eingewirkt. Die Gestalt des armen Teufels stieg vor ihm auf, den er gestern erblickt; er trat ihm entgegen und streckte die blutüberströmten Arme nach ihm aus — noch schlimmer: in einem Augenblick war er selber der Mann, ein Haufen wildschreiender Männer und Weiber drang auf ihn ein, ungestüm, tapfer setzte er sich zur Wehr; aber die Menge war zu groß. Er sah sich überwältigt, zu Boden geworfen, Hände und Füße hielten sie ihm fest, auf seine Brust warfen sie sich, daß er zu ersticken drohte. Eine der Furien suchte den blitzenden Dolch über ihm.

Da wachte er auf, mühsam Atem holend, über und über in Schweiß gebadet!

Es geht uns allen seltsam nach solchem Traum. Erst befinden wir uns noch völlig im Bann der fürchterlichen Vision, langsam nur reißt sich der Geist aus der Verwirrung los. Dann entringt sich ein tiefer Atemzug der gequälten Brust: Gott sei Dank, es war nur ein Traum! Aber lange noch vermögen wir die Last nicht abzuschütteln. Der Tapferste fühlt eine unbestimmte Furcht und sieht schauernd die Decke über den Kopf.

Unheimliche Nacht, unheimliche Situation! Auch wer sonst

nicht empfindsam ist, glaubt doch Geräusche zu vernehmen. Vorsichtig läßt er das Ohr lauschen.

So auch unser Unteroffizier.

Auch er glaubte etwas zu hören — aber die Aufregung ist eine trügerische Vermittlerin.

Es war nur die Nachwirkung des schrecklichen Traumes, die ihn betörte... Vielleicht hörte er sein eigenes Blut in den Ohren rauschen...

Nein, doch nicht! Das Geräusch war Wirklichkeit, und kam aus der Gegend, wo der große Schrank stand.

Kun war unser Unteroffizier kein Mann, der leicht Bitterseidern aufsteckte. Mit einem Kuck hob er den Kopf aus den Kissen, redete das Ohr der Richtung entgegen und spannte seine Gehörnerven zu äußerster Tätigkeit, während seine scharfen Augen das Halbdunkel des Raumes zu durchdringen versuchten. Aber das ungewisse Licht, das der Mond durch die Fenster warf, war nicht geeignet, ihm Klarheit zu verschaffen. Es füllte im Gegenteil das Zimmer mit allerhand beweglichen Schatten und Gestalten.

Aber das Geräusch glaubte er, wenn auch durch Pausen unterbrochen, deutlich zu vernehmen.

Sein erster Griff war nach dem Karabiner; erst als er diesen in seiner Hand fühlte, glitt er, den letzten Rest von Erschlaffung und Schlaftrunkenheit abschüttelnd, leise und hastig aus dem Bett und schlüpfte in seine Beinkleider.

Sein erster Gedanke war, zur Tür hinaus zu springen und aus dem Hause auf die Straße zu fliehen, um seine Kameraden zu alarmieren, — zwei Schritte hatte er auch schon getan, da hielt ihn der Gedanke zurück, daß doch vielleicht alles nur Einbildung von ihm sei, entstanden durch den grauenvollen Traum und die Erzählungen, die im Regiment herumgingen, und daß er möglicherweise im Begriff stehe, sich im höchsten Grade lächerlich zu machen.

In der Stube war niemand, das stand fest. Auch den Schrank hatte er auf das sorgfältigste durchsucht, es hätte ihm keine Maus entgehen können. Und das Geräusch? Befand sich nicht auf der Seite, wo der Schrank stand, noch ein anderes Gefäß, und was es nicht leicht denkbar, daß die darin schlafenden Personen ihre Anwesenheit und vielleicht Schlaflosigkeit durch Geräusche kundgaben?

Vermutlich schlief dort die Frau mit den Kindern. Ein Kind konnte krank geworden sein und die Mutter auf den knarrenden Dieben hin und her gehen.

Auf den Fußspitzen schlich der Unteroffizier an den Schrank heran und legte sein Ohr an die Tür. Eine Zeitlang blieb alles still, dann unterschied er deutlich wieder einen knarrenden Ton. Kein Zweifel, der Laut drang aus der anstoßenden Stube zu ihm, fast schien es gar, als käme er aus dem Innern des Schrankes; denn als er an der Wand neben dem Schranke selber lauschte, ward das Geräusch, als es wieder vernehmbar wurde, dumpfer und leiser.

Kirsch hatte zum Glück die Schranktür, als er darin Nachsuchung hielt, nicht wieder zugeschlossen. Sie war nur angelehnt. So vermochte er sie unhörbar zu öffnen. Dann stellte er, immer den Karabiner in der Rechten, mit der linken Hand eine Lücke zwischen den Kleidern her, indem er solche rechts und links zur Seite schob. Da traf plötzlich ein matter Lichtschimmer sein Auge.

Was bedeutet das?

Der Unteroffizier war sich sofort über den Ursprung klar.

Der Schimmer drang durch einen ganz schmalen Spalt in der Rückwand des Schrankes.

Wenn das aber möglich war, so mußte die Rückwand unmittelbar mit der anstoßenden Stube in Verbindung stehen, in der das Licht doch allein brennen konnte. Da nun nicht anzunehmen war, daß hier ein Stück der Wand fehlte und der Schrank die Stelle derselben ersetzte, so verdeckte derselbe offenbar eine Tür, durch welche sein Schlafgemach mit dem Nachbarraum in Verbindung stand. Und diese Tür war geöffnet worden!

Zu welchem Zweck? Das konnte kaum zweifelhaft sein. Der Lauscher erkannte deutlich, daß jemand an der hinteren Wand des Kleiderschrankes arbeitete, so sehr er sich auch bemühte, jedes Geräusch dabei zu vermeiden. Sogar leises Geflüster glaubte er einmal zu vernehmen.

Ganz gewiß hatte man es auf einen Ueberfall abgesehen. Es war weder der erste, noch würde es der letzte sein. Die Schurken versuchten, geräuschlos die Bretter der Rückwand zu entfernen, um durch diese Öffnung zu ihm hereinzudringen. Sie hofften ihn natürlich in festem Schlaf zu finden, und das wäre ohne den graufigen Traum auch sicher der Fall gewesen. Kirsch erfreute sich in der Regel eines gesunden Schlafes, und da morgen früh keine dienstlichen Nachrichten dem entgegenstanden, hätte er ohne das peinliche Alpträumen ohne Zweifel bis in den lichten Morgen geschlafen.

Kirsch trat er zurück, griff noch seinen Säbel auf und eilte auf den Behen nach der Tür. Der Nagel war noch vorgehoben, er zog ihn leise zurück. Trotzdem gelang es ihm nicht, zu öffnen.

„Die Halunken haben von außen zugeschlossen,“ sagte er sich bestürzt. Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als zum Fenster hinaus noch Hilfe zu schreien. Ob man es freilich hören würde? Oder wenigstens rechtzeitig hören?

Schon drehte seine Hand den Wirbel des einen Fensters, da durchfuhr den tapferen Deutschen plötzlich ein anderer Gedanke.

Sobald er seine Stimme erschallen ließ, würden die menschenmörderischen Buben sicher die Thüre ergreifen — dann entgingert

ße der verdienten Strafe. Und seine Wirtin, die ~~elende~~ Verräterin, mußte dann natürlich von nichts!

Nein, so leichten Kaufes sollten sie nicht davonkommen. Sie wollten ihn überumpeln, nun gedachte er sie zu überumpeln. Hastig trat er zu dem Bett, baßte seinen Waffentrock mit dem alten Teppich, der auf dem Boden lag, zu einem länglichen Bündel zusammen, und legte dies so in das Bett hinein, daß es ansah, als läge ein Mensch darin. Das Pospfissen stülpte er etwas auf, so daß es den Anschein gewann, als verdecke es den Kopf des Schlafers. Dann schlich er nach dem Schrank zurück und verbarg sich in der Ecke zwischen diesem und der Linsenwand hinter seinem dort hängenden langen Mantel. Glücklicherweise trug er dunkle Strümpfe, so würde man seine Füße in der halben Finsternis nicht bemerken können. Nicht durstete die Mordschänder nicht mitbringen, und überhaupt war kaum anzunehmen, daß sie sich erst lange mit Nachforschungen anhalten würden. Sie glaubten sich ihres Opfers sicher, und würden so schnell wie möglich auf das Lager zufürzen, um ihn zu ermorden, bevor er auch nur richtig wach würde.

Während er schmunzelte und starr hinter dem Mantel stand, hörte er, wie sie arbeiteten und stüßerten. Endlich schien die Entfernung eines Teiles der Rückenwand des Schranke gelungen; denn er vernahm, wie jemand leise, ganz leise in den Schrank hineinkletterte. Der Unteroffizier hatte die Tür wieder angebrückt — wahrscheinlich würde der Bube sich freuen, wenn er sie unverschlossen fand. Obgleich die Oeffnung eines so finsternen Schloßes von innen mittels einer Zange nur das Werk einer Minute sein konnte.

Wischen dem Mantel und der Wand hindurchlugend, bemerkte der Soldat jetzt, wie die Schranktür vorsichtig zurückgebogen ward. Da sie nach der von ihm abgewandten Seite aufging, erblickte er im Zwielicht den dunklen Schatten eines lauschend vorgestreckten Kopfes. Kirich hielt den Atem an, sich nicht zu verraten. Der Späher suchte zu erkunden, ob das Opfer auch wirklich in seinem Schlaf liege. Zwar hörte er keine Atemzüge des Schlafers, aber still war und öfete es unter der Bettdecke, unter der die Gestalt des Schlafenden sich deutlich abhob.

Damit schien der Spion zufrieden. Leise, unhörbar stieg er vollends aus dem Schrank, ihm folgten noch zwei andere Gestalten. Der Unteroffizier erkannte genau, daß es sich um zwei Männer und eine Frau handelte. Jedenfalls waren mindestens die Männer bewaffnet, doch konnte der Kriegsmann natürlich nicht wahrnehmen, was für Waffen sie bei sich führten.

Wie er erwartet, fiel es den Dreien nicht ein, sich umzudrehen; deshalb schob er den Mantel zur Seite und hob den Karabiner schußbereit empor.

Auf den Beinen schlichen die beiden Männer, die sich ebenso wie die Frau ihrer Schühe entledigt hatten, dem Bett zu. Sobald sie davor standen, holten auch beide zu wuchtigem Schläge aus. Zwei mächtige Arthiebe fausten auf das Kissen wieder und wütende Stimmen brüllten: „Stich, deutscher Hund!“

Die Frau war jetzt mit einem Sprunge an ihrer Seite, im selben Augenblick aber auch schon der Unteroffizier dicht hinter ihnen. Und bevor sie sich noch von dem Erstamen darüber, daß ihre Hiebe offenbar nur weiche Rippen getroffen hatten, zu erholen vermochten, trachten schnell hintereinander zwei Schüsse. Zwei Schmerzensrufe ertönten fast gleichzeitig, einer der Männer brach sofort zusammen, der andere hielt sich stöhnend am Bettrand. Die Frau freischte auf und stürzte nach dem Schranke zurück.

Aber der Unteroffizier vertrat ihr entschlossen den Weg. „Halt — hiergeblieben, Bestie!“ donnerte er sie an, „oder du bist eine Leiche!“

Bitternd geborchte die Frau und fing laut an zu schluchzen. „Gib Licht an!“ befahl ihr der Soldat. Sie wandte sich dem Tisch zu und entzündete die darauf stehende Kerze. Beim Schein des Lichts erblickte sie den in seinem Blute am Boden liegenden Mann und warf sich in wildem Schmerz auf ihn nieder.

Jaques, o mein Jaques, du bist tot!“ Das war freilich noch nicht der Fall; doch waren die beiden Umholde schwer, ja, offenbar tödlich verwundet, jedenfalls unfähig, ihm selber noch zu schaden. Kirich riß das Fenster auf und feuerte einen Schuß in die Luft ab. Nicht lange, so ward es auf der Dorfstraße lebendig. Aus den Nachbarhäusern stürzten die Kameraden, von denen die meisten angekleidet auf Matten oder Stroh genächtigt hatten. Im Nu schlugen sie die Tür des Hauses ein, die Stimme des Unteroffiziers leitete sie nach dem rechten Orte. Der Schlüssel steckte draußen im Schloß, einen Augenblick, und sie drangen in die Stube.

Wie Kirich vermutet hatte, war die Frau in der Tat die verräterische Wirtin des jungen Mannes. Der Verwundete, den sie Jaques genannt hatte, war ihr Mann, der sich mit anderen Männern des Dorfes beim Herannahen des Reitertrupps im Walde verborgen hatte. Abends war er heimlich zurückgekehrt und hatte mit seinem schändlichen Weibe den teuflischen Plan, den schlafenden Soldaten zu überfallen und zu ermorden, verabredet. Ein Nachbar sollte dem Boare die gräßliche Tat ausführen helfen. Die Kameraden Kirichs machten kurzen Prozeß mit den beiden Mordbuben — eine Kugel vor den Kopf eines jeden, und beide hatten geendet.

Die Frau, die ihre Unschuld behauptete, wurde gebunden und abgeführt, die beiden Kinder übergab man am anderen Morgen dem Bürgermeister des Dorfes.

Der Unteroffizier erzählte mit Genugthuung, wie er durch einen Traum auf wahrhaft wunderbare Weise gerettet worden.

„So fürchterlich und aufregend dieser Traum auch war,“ fügte er frohlockend hinzu, „es war doch der schönste meines Lebens!“

Vermischtes.

* **Vierdelazarette.** Zum Sanitätswejen eines modernen Asephenheeres gehört nicht nur die Versorgung erkrankter und verwundeter Menschen, sondern auch die Pferde verlangen einen ausgedehnten Sanitätsdienst und die Anlage besonderer Lazarette. Den Tieren freilich, bei denen wichtige Organe verletzt oder gar Knochen zerschmettert sind, ist nicht zu helfen; die vielen Pferde jedoch, die leicht verwundet, durch die Anstrengungen erschöpft oder gelähmt sind, werden zweckmäßiger Behandlung zugeführt. Ein Mitarbeiter des „Matin“ war jüngst in dem Vierdelazaret der 4. französischen Armee und beschreibt nun dessen Einrichtung. Es kam 2200 Pferde aufnehmen; außer den Stallungen für so viele kranke Pferde steht ein Gelände von 11000 Hektar zur Verfügung, auf dem die Genesenden sich tummeln können. Die Mehrzahl der Patienten ist nicht eigentlich krank, sondern nur vollständig ausgepumpt; Hunderte von Pferden sind infolge der Entbehrungen, namentlich durch häufigen Wassermangel, zu Haut und Knochen geworden. Weiter werden dem Vierdelazaret Hunderte von Pferden zugeführt, die durch den Sattelbruch oder sonstige Geschirreirruaktionen Verwundungen davongetragen haben, deren Behandlung aussichtslos ist, und schließlich auch leicht verwundete. Die Pferdeärzte nehmen nicht nur Operationen vor, sondern verordnen auch diätetische Kuren, warme Bäder, Lichtbäder und Antikbäder. Wenn ein Heilerfolg ausgeschlossen erscheint, wird das erkrankte Pferd schmerzlos getötet; die Heilerfolge sollen aber recht bedeutend sein, und 60 v. v. der zugeführten Pferde werden, wie es heißt, wieder diensttauglich.

Die Küche im Kriege.

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Gemüsejuppe mit Reis: Man schmort Zwiebeln, schneidet an Gemüse klein, was man nur hat: Sellerie, Mohrrüben, Lauch, Birjing, Bohnen, Rüben, auch Erbsen. Wenn alles halb weich ist, tut man Reis daran.

Getrocknete grüne Bohnen mit Hammelfleisch und Kartoffeln. Mengen und Zubereitung wie bei den getrockneten Mohrrüben.

Büchertisch.

— Aus deutschem Süden* ist eine Flugblattfolge benannt, deren erstes Heft zu dem niedrigen Preise von 25 Pf. soeben im Verlage von Reuß & Jtto, Konstanz, erscheint. An dem Unternehmen ist eine sehr große Zahl der besten Schriftsteller Süddeutschlands und Oesterreichs beteiligt. Der Inhalt der Hefen besteht aus Aufsätzen, Erzählungen und Gedichten, die der Krieg gereizt hat. Ueber die Absicht der Hefen orientieren am besten einige Sätze aus dem an die Leser gerichteten Schlusswort des Herausgebers Walter Ferven. Es heißt da: „Einem Niederschlag der süddeutschen Stimmung wollen diese Hefen widerpiegeln. Ohne viele Worte: sie werden eben sowohl die geistige und künstlerische Eigenart des deutschen Südens — wozu in geistiger Sinne auch das angrenzende Oesterreich gehört — ausdrücken, als auch jene gewaltige Erhebung, jenes heilige Zusammengehörigkeitsgefühl, das seit dem letzten Julitage des verfloffenen Jahres stärker denn je in uns erstand und bestehen bleiben möge.“

Arithmogroph.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 eine Körperlichkeit.
- 2 10 7 Hausgerät.
- 3 8 7 6 5 6 oströmischer Feldherr.
- 4 7 8 2 Nebenfluß der Donau.
- 5 7 4 5 ein Planet.
- 6 8 3 4 sieht man allerwegen.
- 7 5 6 5 4 8 eine Fierovollanze.
- 8 9 10 5 3 Stadt in Griechenland.
- 9 10 5 7 5 6 5 weiblicher Vorname.
- 10 8 3 4 Teil des menschlichen Körpers.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Verwandlungs-Aufgabe in voriger Nummer: Hock, Eden, Voder, Aßtern, Emd, Leiter, bleich, Kblah, Nabel, Brand, Braut, Geder, mahlen. Sebastian Vach.